



Protestmärsche gibt es seit Trumps Amtsantritt genug in den USA, gegen alles Mögliche. Aber was hat das bis jetzt gebracht?

FOTOS: KEN SCHLES

Noch immer ist sich der New Yorker Fotograf Ken Schles nicht vollends sicher, ob diese ganze Trump-Sache die Wirklichkeit ist oder vielleicht doch eine leicht verschobene Form der Realität. Schließlich hatte er dieses Erlebnis am 10. Oktober 2016, wenige Wochen vor der Abstimmung, in der Donald Trump zum 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika gewählt wurde. Vor Schless' Erlebnis wurde Trump als Witzfigur wahrgenommen, die von den Republikanern offenkundig zur Erheiterung aller als Kandidat für die Präsidentschaft ernannt worden war. Es war einer der besten Scherze der politischen Geschichte, er übertraf sogar den im Grunde unübertrefflichen Scherz der SPD, die 1994 eine so herrlich durchgefallene Truppe war, dass sie mit Rudolf Scharping in den Wahlkampf zog.

Die Republikaner hatten die Wahl allem Anschein nach abgeschenkt, indem sie einen polternden Trottel mit komischen Haaren zu ihrem Kandidaten gemacht hatten. So viel war selbst der schläfrigen Amöbe klar: Auch ein rostiger Kleiderbügel würde gegen Trump gewinnen.

Nach seinem Erlebnis, so schien es Schles, wurde Trump plötzlich in den Fernsehsendern als ernsthafter Kandidat wahrgenommen. Gut, die meisten Medien gingen immer noch davon aus, dass er die Wahl gegen Hillary Clinton verlieren würde. Aber auf einmal schien das alles nicht mehr so selbstverständlich zu sein. Schles las die Zeitungen, so gut er das schon wieder konnte nach dem Erlebnis, er schaute Fernsehen, solange er sich konzentrieren konnte, und nach allem, was er da las und hörte und sah, schien Trump eine echte Chance zu haben. Ken Schles verstand die Welt nicht mehr.

Dann gewann Donald Trump die Wahl, was für die siegesgewissen Demokraten der größte Schock in ihrer Geschichte war. Von einem Moment auf den anderen war das Land ein anderes. Das moderate Amerika war auf spektakuläre Weise k.o. gegangen und stand vor seiner größten Herausforderung. Ein Erweckungserlebnis.

Der Fotograf wusste nicht, ob das alles real ist. Aber ihm war klar, dass er etwas dagegen tun musste

Ken Schles fragte sich: Konnte das die Wirklichkeit sein? Oder spielte ihm sein Gehirn da einen bitterbösen Streich? Denn wer weiß schon, wie lange dieses Gehirn damals, bei dem Erlebnis, keinen Sauerstoff bekommen hatte. Minutenlang war Schles aus der Welt gewesen. Er hat diese Frage, die so naheliegende Frage, ob die Präsidentschaft des Donald J. Trump tatsächlich gerade vor unser aller Augen passiert, dann ziemlich rasch mit Ja beantwortet, was dazu führte, dass er einer der nachdenklichsten und entschlossensten Aktivisten des Landes wurde, tagtäglich bereit, gegen diese Realität vorzugehen. Sei sie nun eine verschobene oder tatsächlich, nun ja, real.

Die Fotografien von Ken Schles werden in mehr als hundert bedeutenden Museen und Bibliotheken ausgestellt, zum Beispiel im Museum of Modern Art in New York, im Art Institute of Chicago oder im Rijksmuseum in Amsterdam. Seine Sammlung „Invisible City“ über die dunkle Seite New Yorks in den Achtzigerjahren ist eines der besten Fotobücher über eine Stadt, über die in jedem Jahr ungefähr so viele Fotobücher produziert werden, wie sie Einwohner hat.

Schles bewegt sich seit Jahrzehnten auf dem Fahrrad durch seine Heimatstadt (er wurde 1960 in Brooklyn geboren), auch heute noch, eine Woche vor seinem 58. Geburtstag. Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Das andere Land

Donald Trump kann eines sehr gut: spalten. Für die Opposition aber ist sein Irrlichtern auch eine Chance. Sie ist dabei, sich endlich selbst zu finden

VON CHRISTIAN ZASCHKE

burtstag. Das hat einerseits immer etwas von einem Selbstmordkommando, weil New Yorker Autofahrer sowohl Fußgänger als auch Radfahrer im besseren Fall als Hindernisse sehen, im schlechteren als Beute. Aber es hält ihn fit, und es ermöglicht ihm, einen unmittelbaren Blick auf die zahllosen Metamorphosen zu werfen, die New York an jedem einzelnen Tag vollzieht.

Im Grunde müsste man diese Stadt trotz ihrer an die Unendlichkeit gemahnen Größe immer als Spaziergänger durchmessen, um all die Neuerungen zu erkunden, die jeder Tag hervorbringt, aber das Fahrrad hat sich für Schles als Transportmittel der Wahl etabliert.

So vermeidet er es gerade in diesen Augusttagen, an denen sich die Luft anföhlt wie ein warmfeuchtes Handtuch, von den backofenheißen Bahnsteigen der U-Bahn in die eisschrankkalten, klimatisierten Waggons zu steigen, um dort eingezwängt zwischen Menschen zu stehen, die zu exakt gleichen Teilen aus Schweiß und Gleichgültigkeit bestehen, und dann, ganz egal, wo er einfährt, immer zu spät zu kommen, weil die New Yorker Subway in Wahrheit eine zugezwungene Form der biblischen Plagen ist.

Auch am 10. Oktober 2016 war Ken Schles auf dem Fahrrad unterwegs. Es war ein Montag, Columbus Day, das ist in Amerika ein Feiertag. Er war bei Freunden zum Brunch gewesen, er hatte ziemlich viel gegessen, vielleicht zu viel, und er hatte danach Lust auf eine kleine Tour durch den Prospect Park in Brooklyn. Der Prospect Park ist der kleine und heimlich hübschere Bruder des berühmten Central Park in Manhattan.

Schles radelte und fühlte eine Enge in der Brust. Vermutlich das viele Essen, dachte er. Eine Woche zuvor hatte er ein ähnliches Gefühl gehabt, aber es hatte sich verflüchtigt, nachdem er sich warmgeradelt hatte. Würde schon nichts Ernstes sein. Das war sein letzter Gedanke.

Passanten sagten später, sie hätten einen Mann gesehen, der in Schlanglinien durch den Park fuhr. Schles sah demnach aus wie jemand, der versuchte, sich auf einem bockenden Pferd zu halten. Schließlich fiel er und lag zuckend am Boden. Da der Park an diesem Feiertag voller Menschen war, dauerte es nur wenige Sekunden, bis sich jemand um ihn kümmerte. Was die Ersthelfer mit ihm gemacht haben, weiß Schles bis heute nicht. Vielleicht haben sie ein wenig auf seiner Brust herumgedrückt. Zumindest klotzte er später den größten Teil des Brunches aus.

Schles erwachte auf einer Trage. Der Sanitäter stellte ihm ein paar Fragen. Welches Jahr ist es? „2016“, sagte Schles. Wer sind Sie? „Ken Schles“, sagte er. Wo sind wir? Er blickte um sich. „In einem Park, glaube ich“, sagte er.

Schles hatte einen Herzinfarkt, und was ihn bis heute bewegt, ist die Zeit, die er in absoluter Schwärze verbracht hat. In einem Moment im Prospect Park reißt seine Erinnerung ab, in einem anderen setzt sie wieder ein. Dazwischen liegt mehr als eine Meile, dazwischen liegen Fahrt und Sturz und Ohnmacht, dazwischen liegt eine Zeit ohne alles. Man erinnert sich an seine Trü-

me, oft vielleicht nur subkutan, aber sie sind da. Man weiß, wenn man bloß geschlafen hat. Ken Schles aber wachte auf aus dem Nichts. Aus der Leere. Oder, wie er sagt: „Ich bin aufgewacht, und es gab keine Kontinuität. Die gibt es sonst immer im Leben.“ Man muss da nicht zu viel hineininterpretieren, so etwas passiert vielen Menschen. Aber für Ken Schles war, als er erwachte, die Welt eine andere.

Mal geht es um Frauenrechte, mal um den Klimawandel. Wahlen gewinnt man so nicht

Es wäre der Stoff eines Films, den vermutlich der englische Regisseur Danny Boyle drehen müsste, wenn Ken Schles in einer normalen Welt in die Schwärze gegangen und in einer alternativen Welt wieder erwacht wäre. So ist es aber nicht. Schles ging in die Schwärze und erwachte, ihm wurden zwei Stents in die Arterie gesetzt, und er wurde nach Hause entlassen, wo er eine Weile ermattet auf dem Sofa vor sich hinvegetierte.

Auf diesem Sofa verfolgte er die Wahl Trumps, immer noch geschwächt, und er fragte sich, ob er jetzt in der Twilight Zone gelandet war, einer alternativen Realität. Aber er beschloss, so oder so, dass er etwas tun musste. Ken Schles wurde Aktivist. Er wurde Teil einer immer größer werdenden Gruppe von Amerikanern, die Donald Trump und alles, wofür er steht, nicht hinnehmen wollen.

Seither geht er zu jeder Form von Protest, die er finden kann. Demonstrationen. Sit-ins. Aufmärsche. Als Fotograf dokumentiert er all das, aber er ist auch selbst ein Teil der Bewegung. „In den ersten Monaten bin ich drei Mal am Tag zu irgendeiner Form von Protest gegangen“, erzählt er. Dass es so viele Proteste gab und gibt, liegt daran, dass sich das andere Amerika, das Anti-Trump-Amerika, endlich organisiert hat. Besonders in den liberalen Küstenstädten fanden sich Gruppen, die sich

darum bemühten, die sonst so verstreuten Demokraten zusammenzubringen. Nicht, sie auf Linie zu bringen, denn das ist unmöglich, weil die Anhänger der Demokraten viel zu heterogen sind – sie umfassen, falls man das überhaupt mit Deutschland vergleichen kann, das politische Spektrum von der Linkspartei bis zum rechten Rand der CDU. Aber sie versuchen jetzt, zumindest halbwegs so geordnet aufzutreten, wie die noch viel weiter rechts stehenden Republikaner ihnen das vormachen. Sie haben verstanden, dass sie nicht länger so weitermachen können wie bisher.

All das verdankt sich Donald Trump, der, obwohl ein großer Spalter, die Menschen in diesem Land auf einzigartige Weise zusammengebracht hat. Nur halt in Lagern. Da sind seine Anhänger, die ihm alles verzeihen. Am vielleicht krassesten: evangelikale Christen, denen es gelingt, darüber hinwegzusehen, dass ihr Held vor gut zehn Jahren, während seine aktuelle Ehefrau schwanger war, mit Pornostars und Playboy-Models Sex hatte und diesen später Schweigegeld zahlte. Das Maß an Heuchelei, das nötig ist, um das als auch nur annähernd im Einklang mit der christlichen Lehre stehend zu deuten, ist atemberaubend.

Seine Gegner stehen gleichermaßen fest zusammen. Sie laufen unermüdlich von Demonstration zu Demonstration, mal geht es darum, den Klimawandel ernst zu nehmen, mal um Frauenrechte, mal um die Rechte von Einwanderern. Immer ist der Subtext: Wir stehen gemeinsam gegen Trump. An diesem Sonntag zum Beispiel gab es in jedem der 50 Bundesstaaten Demonstrationen gegen Brett Kavanaugh, den republikanischen Kandidaten für den freien Sitz am Supreme Court, den Trump gern noch vor den Kongresswahlen am 6. November durchdrücken würde.

Zur New Yorker Demo am Foley Square, der von allerlei Gerichtsgebäuden umrandet wird, kamen trotz hirschnschmelzender Mittagshitze ein paar Hundert Menschen, die eifrig skandierten und von acht Polizisten bewacht wurden. Das geringe Polizei-

aufgebot lässt sich als Kompliment des Staates lesen, weil New York die Erfahrung gemacht hat, dass die liberalen Demonstranten keinen Ärger machen.

Mit dabei war Timothy Lunceford-Stevens, ein Mann von Anfang 60, der eine Augenklappe trägt und in der Aktivistenzene mittlerweile eine Berühmtheit ist, weil er der letzte Mensch war, der mit dem jüngst verstorbenen Senator John McCain sprach, bevor dieser im Juli vergangenen Jahres, obwohl erzkonservativer Republikaner, mit seiner Stimme im Senat Donald Trumps Pläne zur Abschaffung der von Barack Obama eingeführten Krankenversicherung stoppte.

Lunceford-Stevens hatte McCain in dem Tunnel abgepasst, durch den die Abgeordneten in Washington von ihren Büros zur Abstimmung gehen. Wie er es dorthin geschafft hat, bleibt sein Geheimnis.

McCain war ein Mann, der stehen blieb, wenn er angesprochen wurde. Lunceford-Stevens erzählte ihm, dass die beiden Männer nicht nur an dem gleichen Hirntumor litten, sondern dass er überdies HIV-positiv sei, und dass er nur deshalb noch am Leben sei, weil Obama sich so für die Krankenversicherung für alle eingesetzt habe. „Ich glaube nicht, dass ich ihn dazu bewegen habe, gegen Trump zu stimmen“, sagt Lunceford-Stevens, „aber ich glaube, dass ich ihn in den entscheidenden Minuten vor der Abstimmung bestärkt habe.“

Der derzeit schärfste Kritiker dieser demokratischen Aktivisten-Szene kommt aus den eigenen Reihen. Mark Lilla ist Professor für Ideengeschichte an der New Yorker Columbia University und ein erklärter Liberaler. Er schaut auf all die Demonstrationen, die Märsche, die Zusammenkünfte und verzweifelt mal leise, mal lauter. „Diese Menschen sind absolut aufrichtig in ihren Anliegen“, sagt er, „aber das alles erinnert mich an Kinder, die im Hinterhof Piraten spielen.“

Er hat diese brutale Analyse in einem schmalen und bemerkenswerten Buch namens „The Once and Future Liberal“ ausgeführt, in dem er erklärt, dass die Demokraten sich im Wesentlichen an Themen abarbeiten, die bei den Wählern nicht ankämen. Frauenrechte. Schwulenrechte. Rechte von Minderheiten. In den USA Identitätspolitik genannt. Überspitzt gesagt: Es sei den Leuten als Wahlkampfthema nicht zu vermitteln, dass transsexuelle Menschen eine eigene Toilette brauchen, wenn zugleich in manchen Bundesstaaten jeder Zweite keine Arbeit habe.

Man kann sich vorstellen, wie Lilla dafür angefeindet worden ist. So sehr, dass er bei der ersten Gesprächsanfrage der SZ antwortete, er befinde sich gerade in der „inneren Emigration“. Er schrieb das auf Deutsch.

Er ließ sich dann doch zum Gespräch bewegen und sagte, dass die Rechte von Minderheiten und von Frauen selbstverständlich Themen seien, um die sich die Politik dringend kümmern müsse. Allerdings ließe sich damit in den USA kein Wahlkampf gewinnen. Mit dieser These ist er zu einem der bestgehassten Intellektuellen unter demokratischen Aktivisten geworden, die ihre unermüdliche Arbeit unterwandert

sehen. Bei den Strategen in den höheren Etagen der Demokratischen Partei findet er jedoch zunehmend Gehör.

Lilla vertritt die Ansicht, dass es die Demokratische Partei als solche gar nicht gebe. Es gebe nur noch die Eliten an den Küsten plus allerlei Minderheiten, die zwar den Konsens aufwies, keine Republikaner zu sein, darüber hinaus aber keinerlei Ideen mehr präsentierten, die eine Mehrheit im Land erreichen könnten. Die Republikaner hingegen sieht er als bestens organisierte Maschine, die ihren Nachwuchs sorgsam heranziehe und sich nicht auf Nebenkriegsschauplätzen verzettele.

Die Partei habe, anders als die Demokraten, eine klare Botschaft, wenn es um die Themen gehe, die ihren Wählern am wichtigsten seien: Einwanderung, Verbrechen, Steuern. Die Demokraten, sagt er, müssten auf diese großen Fragen Antworten geben, und sie müssten vor allem über soziale Gerechtigkeit für alle Amerikaner sprechen – aber eben nicht über Identitätspolitik. „Selten waren die intellektuellen Unterschiede zwischen den Parteien so groß“, sagt er, „die Republikaner glauben zum Beispiel nicht mehr daran, dass die Bürger dieses Landes einander etwas schulden. Das ist zutiefst unamerikanisch.“

Sie lernen jetzt: Wie demonstriert man im Kongressgebäude? Wie lässt man sich festnehmen?

Kürzlich hielt der ehemalige Präsident Barack Obama in Südafrika eine eher allgemeine Rede über Politik, zu Ehren Nelson Mandelas. Dabei führte er aus, worauf sich politische Kampagnen konzentrieren sollten – auf die großen Fragen, auf soziale Ungerechtigkeit, aber nicht auf Partikularinteressen. Danach klingelte bei Lilla öfter das Telefon. Freunde waren dran und Kollegen, die sagten: „Hast du das gehört? Obama hat wohl dein Buch gelesen.“ Der Verlag hat Obama jetzt sicherheitshalber noch einmal eins geschickt.

Ein Satz Lillas hat den Aktivisten besonders wehgetan. „Wir brauchen nicht noch mehr Märsche, wir brauchen mehr Bürgermeister“, hat er geschrieben.

Dennoch sind in den Wochen bis zu den Wahlen im November mehr Märsche geplant denn je. Allein im September wird es in New York und in Washington mehrmals zur Sache gehen. Am vergangenen Wochenende wurden in New York Dutzende Aktivisten in heimlichen Treffen darin unterrichtet, wie man im Kongressgebäude demonstriert und sich festnehmen lässt. „Es wird ein ziemlichliches Feuerwerk geben“, vermutet Ken Schles.

Er ist Lilla nicht böse wegen dessen Analyse. In seinen Augen geht es bei den Protesten ohnehin nicht um das jeweilige Thema. „Es geht darum, Leute zu mobilisieren und ihr Interesse an Themen zu wecken, die uns alle angehen. Es geht in meinen Augen darum, eine Gemeinschaft zu bilden, die über den Moment hinausweist und auf lange Sicht eine aktive Opposition gegen die Ungerechtigkeit bildet.“

Was seinen Herzinfarkt angeht: Den hatte Ken Schles seit einiger Zeit nicht unbedingt erwartet, aber er ahnte, dass es ihn erwischen könnte. Es liege in seiner Familie, dass bei den Männern eher früher als später die Hauptarterie am Herzen verstopfe, sagt er, weshalb diese unter betroffenen Patienten den Spitznamen „Witwenmacherin“ trage. An diesem Montag ist sein Onkel gestorben. Herzinfarkt.

Ken Schles weiß nur zu gut, dass er in jeder Hinsicht auf sein Herz achten muss. Schon allein deshalb wird er nicht aufhören, gegen die alternative Realität des Donald Trump zu protestieren.



Als der Fotograf Ken Schles aus seiner Ohnmacht erwachte, war alles anders. Aus dem Clown Donald Trump war ein Politiker geworden, den viele tatsächlich ernst nahmen.